

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 2

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT HEUTE

Allgemeine Kommunikationswissenschaft

Die Idee, anhand einiger Neuerscheinungen den Stand der Kommunikationswissenschaft umreißen zu wollen, muss in doppelter Hinsicht als abenteuerlich bezeichnet werden. Zum einen ist nämlich der wissenschaftliche Ausstoss unter dem Titel «Kommunikation» oder sinnverwandten Begriffen zurzeit allein schon im deutschsprachigen Raum derart riesenhaft, dass kein Mensch ihn einigermaßen zu überblicken und gar zu würdigen vermag. Zum andern umschreibt der Terminus «Kommunikationswissenschaft» viel mehr ein Fernziel, vielleicht eine Utopie, als eine klar definierte wissenschaftliche Disziplin. Das vielbemühte Bild vom Eisberg, dessen sichtbare Spitze seine Gesamtgestalt bloss unzulänglich verrät, muss darum auch für diesen Versuch, kommunikationswissenschaftliche Haupttendenzen aufgrund einiger neuerer Publikationen zu skizzieren, in Anspruch genommen werden.

Von einer wirklich konstituierten allgemeinen Kommunikationswissenschaft kann also keine Rede sein; was es indes realiter gibt, sind unerhört vielfältige Bemühungen um einen Sachverhalt, der je nachdem Zeichen-, Bedeutungs- oder Informationstransfer heisst, und nachweisbar sind immerhin auch Bestrebungen, die Resultate dieser Kommunikationsforschung etwas zu ordnen. Im deutschsprachigen Raum – auf den sich dieser Überblick be-

schränkt – verdient da vor allem der «Grundriss einer Kommunikationswissenschaft» von *Gerold Ungeheuer*¹ Beachtung. Er datiert schon aus dem Jahre 1963, und der Umstand, dass er vom Leiter des Bonner Institutes für Kommunikationsforschung und Phonetik 1972 erneut vorgelegt werden konnte, spricht für die Qualität dieses Versuchs, auf informationstheoretischer Basis eine gewaltige Materialfülle zu organisieren, um der von Atomisierung bedrohten Kommunikationsforschung ein vereinigendes theoretisches Fundament zu geben (S. 213). Tatsächlich werden von Ungeheuer als kommunizierende Entitäten nicht etwa nur Mensch und Tier, sondern ebenfalls Automat und Umwelt einbezogen, was natürlich zu einem ausserordentlich umfassenden Kommunikationsbegriff führt, unter den auch noch, als einfachste einseitige Kommunikationsform (S. 225), die Beobachtung fällt.

Die in 14 Sätzen umrissenen Merkmale von Kommunikation sowie das darauf fussende Kommunikationsmodell Ungeheuers sind allerdings dermassen allgemein und abstrakt, dass Zweifel an der Tauglichkeit dieses Ansatzes für die Analyse menschlicher Kommunikation nicht von der Hand zu weisen sind. *Heinz Buddemeier*, in seiner sprachphilosophischen Abhandlung über «Kommunikation als Verständigungshandlung»² macht sich die Sache indes entschieden zu leicht, wenn er Ungeheuers Vorschlag einfach als szientifische Automatentheorie abtut (S. 135). Mit seinem sehr restriktiven Be-

griff von Kommunikation, den er an die überdies normativ gefasste Bedingung der Verständigung bindet, fällt Budde-meier vielmehr hinter die unbestrittenen Vergleichs- und Generalisierungsmöglichkeiten der allgemeinen Kommunikationswissenschaft zurück, und der immer unverhüllter zutage tretende vulgäre Ideologieverdacht (S. 163) macht seine Ausführungen auch nicht fortschrittlicher. Die an sich begrüßenswerte Bemühung, auch von der Literaturwissenschaft her zur allgemeinen Kommunikationswissenschaft vorzudringen, scheidet hier schon im Vorfeld unzulänglichen Philosophierens.

Von anderer Qualität ist da sicher *Siegfried Masers* Überblick über die «Grundlagen der allgemeinen Kommunikationstheorie³». Wohl nimmt neben der Kybernetik auch hier die Informationstheorie einen Ehrenplatz ein, wird aber deutlicher als in Ungeheuers Grundriss hinsichtlich ihres Leistungsvermögens eingegrenzt. Die eingehende, ca. zwei Drittel des Buches umfassende Darstellung der Semiotik, der Wissenschaft von den Zeichenprozessen, ermöglicht diese Relativierung des theoretischen Stellenwerts der Informationstheorie, indem auf diesem semiotischen Hintergrund die Hauptleistungsfähigkeit der Informationstheorie eindeutig im syntaktischen Bereich lokalisiert wird, im Bereich der Relationen zwischen den Zeichen also, und nicht etwa zwischen Zeichen und Bedeutungen oder zwischen Zeichen und Zeichenbenützern.

Gerade solche sorgfältigen Eingrenzungen des legitimen Anspruchs von einzelnen theoretischen Ansätzen beziehungsweise Theorien tun in der Kommunikationswissenschaft besonders not, wo nur allzu häufig, was in Teil-

bereichen erfolgreich war, als Erklärung für das Ganze proklamiert wird. Dies ist um so bedauerlicher, als ohnehin nur interdisziplinäre Toleranz und Offenheit und nicht die Hegemonieansprüche einzelner Disziplinen und Richtungen die allgemeine Kommunikationswissenschaft fördern können. Welche ungeheure Phänomenfülle hier nur in gemeinsamen Anstrengungen kognitiv gemeistert werden müsste, wird nämlich sofort klar, vergegenwärtigt man sich zum Beispiel nur einmal den Elementar- und hier den Mikrobereich von Kommunikation. Was hier unter dem Stichwort «non-verbale Kommunikation» geforscht wird, hat *Klaus R. Scherer*⁴ kompetent in einem Band der verdienstvollen und zu wenig beachteten Reihe von IPK-Forschungsberichten, die G. Ungeheuer herausgibt, zusammengefasst. Wer je als Massenkommunikationsforscher inhaltsanalytisch gearbeitet hat, dem muss trotz bewiesener Gewissenhaftigkeit bei der Kenntnisnahme dieser Kumulation von Mikroausdrucksphänomenen buchstäblich schwindeln ob der Grobheit seines Verfahrens.

Ähnlich ergeht es einem wohl, wenn man *Fred Weidmanns* Bemühungen in derselben Reihe um «Grundlagen einer Kommunikationssoziologie⁵» liest. Hier ist es indes nicht der Detaillierungs-, sondern der Abstraktionsgrad, der einem die Schwierigkeiten einer allgemeinen Kommunikationswissenschaft bezeugt. Gegen Schluss, in seinen «Vorschlägen zu einer Tiefensoziologie der Kommunikation» (S. 144f.) verliert sich der Autor denn auch zunehmend in Spekulationen, deren erfahrungswissenschaftliche Relevanz kaum mehr einzusehen ist. Dabei ist ja sein Ausgangspunkt durchaus plau-

sibel, nämlich die Unterscheidung zwischen Systemtheorie und Kommunikationstheorie, die erstere als Theorie der Konstruktionsweise und des Funktionierens eines Systems, die letztere als Theorie der Systemverbindungen und Verbundsysteme aus mehreren Einzelsystemen (S. 57) verstanden. Schon hier fällt allerdings der sehr abstrakte Kommunikationsbegriff auf. Kommunikationssoziologie auf dieser Grundlage ist dann die Theorie kommunizierender sozialer Systeme (S. 19), und mit dieser Auffassung trifft er zweifellos das Entscheidende der modernen Kommunikationssoziologie. Ohne Systemtheorie wäre diese undenkbar, und so setzen sich auch in spezialisierten Kommunikationswissenschaften wie derjenigen von der publizistischen Kommunikation systemtheoretische Ansätze immer stärker durch.

Weidmanns problematische Grundlegung der Kommunikationssoziologie lässt verstehen, warum im deutschen Sprachbereich kein neueres kommunikationspsychologisches Analogon dazu von sich reden gemacht hat. Keine deutsch geschriebene Entsprechung scheint zu *John Parrys* «The psychology of human communication⁶» zu existieren, die das unerlässliche Gegenstück zur Kommunikationssoziologie bilden würde. Offenbar bedarf es schon britischer Unbekümmertheit, einen tauglichen Überblick auf knapp 250 Seiten über eine Sache vorzulegen, die als Fundamentalmechanismus menschlichen Seins sonst vielbändige Handbücher beansprucht.

Das Problem der Eingrenzung des Kommunikationsbegriffes – damit er überhaupt noch wissenschaftlich brauchbar ist – stellt sich eben für die Psychologie gleich dringlich wie für die Sozio-

logie und nicht minder für die Methodologie. Band 3: «Erhebungsmethoden: Beobachtung und Analyse von Kommunikation» in der Reihe «Techniken der empirischen Sozialforschung», den *Angelika Weidmann, Wolfgang Manz, Klaus R. Scherer, Werner Herkner* und *Ekkehard Mochmann*⁷ verfasst haben, vermag zum Beispiel das Verhältnis von Beobachtung, Interaktion und Kommunikation nicht zu präzisieren. Umgekehrt spiegelt dies natürlich gerade die höchst wünschenswerte Beherrschung des berühmten kommunikationspragmatischen Axioms von Watzlawick, Beavin, Jackson, nämlich der Unmöglichkeit, nicht zu kommunizieren. Methoden werden hier mit andern Worten als Kommunikationsformen erkennbar, und was die Methodologen sich oft verheimlichen, deckt dabei die allgemeine Kommunikationswissenschaft wieder auf: das unvermeidliche kommunikative Einbezogensein des Wissenschaftlers in seinen Gegenstand. Als Grundlagenwissenschaft vermag so die allgemeine Kommunikationswissenschaft auf viel elementarere Weise den allzu oft routinehaft ablaufenden Wissenschaftsbetrieb zu kritisieren als in einem banalen politischen Sinn.

Als unentbehrliche Grundlage einer wirklich befriedigenden Gesellschaftstheorie fordert denn auch *Niklas Luhmann*⁸ neben evolutions- und systemtheoretischen Analysen auch noch eine Kommunikationstheorie, genau: eine «Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien». Die ungenügende Würdigung des «modus operandi des sozialen Lebens», wie Richard T. LaPiere Kommunikation einmal charakterisiert hat, durch die bisherige soziologische Theorienbildung hat deren Qualität zweifellos beeinträchtigt. Aber

auch sehr viel pragmatischer gesinnte Geister, die Werber nämlich, verlangen mehr und mehr nach allgemeiner kommunikationswissenschaftlicher Grundlegung ihres Tuns. Und durchaus nicht alles, was in diesem Zusammenhang publiziert wird, ist – wie es das Vorurteil will – ohne Niveau. So führt etwa die vom *Bund Deutscher Werbeberater*⁹ herausgegebene Dokumentation «Kommunikation als Wissenschaft» gesamtthaft zuverlässig, wenn auch selbstverständlich berufsbezogen, an recht viele Aspekte und Resultate der Kommunikationsforschung heran. Umfassender in der Anlage und insofern ein taugliches Komplement dazu ist schliesslich das vom Pädagogen *Harm Paschen*¹⁰ präsentierte Studienmaterial zur Kommunikation, das die ausserordentliche Spannweite der allgemeinen Kommunikationswissenschaft anhand allgemeinverständlicher Texte noch einmal bezeugt.

Dimensionen der Semiose

Die Semiotik als allgemeine Zeichentheorie vermag am ehesten, wie auch S. Masers Buch zeigt, so etwas wie ein Organisationsprinzip für die mannigfaltigen Vorgehensweisen und Befunde der allgemeinen Kommunikationswissenschaft abzugeben. Insofern kann die Vermehrung von deutschsprachigen Neuerscheinungen zur Semiotik ebenso wenig erstaunen wie der Ruf nach einer «Semiotisierung» der Sozialwissenschaften im französischsprachigen Bereich. Damit ist zugleich auch schon angedeutet, dass das Interesse an den Semiosen, das heisst an den Prozessen, in denen etwas als Zeichen fungiert (Morris S. 20), doch noch primär ein

kulturwissenschaftliches beziehungsweise philosophisches ist.

Neben der immer wieder aufgelegten, anregenden materialistischen Semiotik des DDR-Philosophen *Georg Klaus*¹¹ ist denn auch hier vor allem einmal die deutsche Übertragung von *Charles W. Morris*¹² – gleichfalls eines Philosophen – «Grundlagen der Zeichentheorie» bedeutsam. Der die Übertragung semiotischer Erkenntnisse auf die Massenkommunikation mehr rührig denn überzeugend befördernde Friedrich Knilli hat das Nachwort zu dieser klassischen Darstellung geschrieben. Während Klaus mit seinem Vorschlag einer vierdimensionalen, nämlich um die Sigmatik erweiterten Semiotik international relativ wenig Resonanz verzeichnen konnte, hat Morris' vereinfachende Darstellung weiteste Bedeutung als semiotischer Basistext gewonnen.

Wie wenig heimisch im deutschen Kulturbereich das semiotische Denken trotzdem nach wie vor ist, beweist allerdings der Umstand, dass die «Allgemeine Zeichenlehre» der Bense-Schülerin *Elisabeth Walther*¹³ praktisch ein Gegenstück zu Morris' Entwurf darstellt, indem sie vornehmlich die Peircesche Version der Semiotik, also wieder eines Angelsachsen, ausbreitet und als Basistheorie empfiehlt. Und beim anderen bedeutungsvollen Beitrag an die deutsche Semiotikdiskussion handelt es sich gar wieder bloss um eine Übersetzung, nämlich einer Reihe der wichtigsten Studien des vielseitigen italienischen Semiotikers *Umberto Eco*¹⁴. Schärfer könnte freilich der Gegensatz zwischen Walther und Eco gar nicht sein: hier ziemlich spröde Begriffsarithmetik, abstrakte Kombinatorik, Klassifikation von Zeichen, Semiotik vor-

nehmlich als Organisationsprinzip eingesetzt; dort, bei Eco, eine wuchernde, mehr assoziativ verbundene als begrifflich einwandfrei geordnete Fülle, Semiotik als Schlüssel zur Kultur verstanden. Ecos Ausgangshypothesen lauten ja: «a) Die ganze Kultur muss als Kommunikationsphänomen untersucht werden; b) alle Aspekte einer Kultur können als Inhalte der Kommunikation untersucht werden» (S. 33). Die Vorstellung, unter der dies zu geschehen hat, ist diejenige des Codes, wobei Eco diesen Begriff freilich dermaßen ausweitet, dass er praktisch den Strukturierungsprozess durch Kommunikation überhaupt und nichts wirklich Spezifisches mehr bezeichnet.

Immerhin ist auch ein sehr gewichtiger, eigenständiger, neuer deutscher Beitrag zur Semiotik anzuzeigen, nämlich «*Varia Semiotica*» von *Walter A. Koch*¹⁵. Titel wie Inhalt bezeugen die Tendenz moderner semiotischer Theorienbildung, nach allen Seiten auszugreifen, im Bemühen um so etwas wie eine Basistheorie der Kommunikation. So führt Koch nicht nur Strukturalismus und Semiotik zusammen, sondern er praktiziert auch ansatzweise die von französischer Seite geforderte Semiotisierung der Sozialphänomene. Zusammen ergibt dies dann seinen «Sozio-semiotischen Strukturalismus», womit das Synkretistische seiner Bemühungen ebenso deutlich wird wie sein manchmal beängstigender terminologischer Aufwand. Selbstverständlich setzt der Autor seine semiotische Sonde auch auf die Massenkommunikation an und verspricht überhaupt eine ganze Reihe weiterer semiotischer Werke.

Die semiotische Dimensionierung des Zeichenprozesses mag denn auch helfen, einige weitere kommunikations-

wissenschaftliche Neuerscheinungen einzuordnen. Syntaktik, Semantik und Pragmatik meinen ja in der Morrischen Vereinfachung das Verhältnis von Zeichen zu Zeichen, von Zeichen zu Bezeichnetem und von Zeichen zum Zeichenbenutzer und eröffnen so einigermaßen handliche Möglichkeiten, Disziplinen, Theorien und Einzelbeiträge nach ihrer Ausrichtung zu klassifizieren.

In diesem Sinn lassen sich etwa die nach wie vor zahlreichen Publikationen im Gefolge der Informationstheorie vornehmlich als Beiträge zur Syntaktik verstehen. Die Informationstheorie kann ja als Theorie der syntaktischen Information in mathematischer Form definiert werden, und ihr Informationskonzept misst lediglich statistisch die im Kommunikationsprozess durch eine Nachricht beseitigte Ungewissheit. Sehr viele Missverständnisse sind infolge der Verkennung der bloss syntaktischen Leistungsfähigkeit dieser Theorie und ihrer illegitimen Übertragung auf den pragmatischen Bereich entstanden. Erfolgreich pragmatisiert – wenn man so sagen darf – ist die Informationstheorie erst durch die Kybernetik, die Theorie der Systemregelung, worden. Alle Verhaltenswissenschaften, insbesondere die Psychologie, haben ja das allergrösste Interesse an der Erhellung der inner- und zwischenmenschlichen Informationsvorgänge. In diesem Zusammenhang verdienen daher auch rein psychologische Beiträge kommunikationswissenschaftliche Beachtung wie die deutsche Übertragung der «Psychologie der Informationsverarbeitung» von *A. F. Sanders*¹⁶ oder die sehr umfangreiche Darstellung «kybernetischer Aspekte der organismischen Informationsverarbeitung» des Ost-

deutschen *Friedhart Klix*¹⁷. Unmittelbarer kommunikationswissenschaftlich ausgerichtet ist freilich der schmale Band, in dem *Hermann Schnabl*¹⁸ ein kybernetisches Modell der menschlichen Nachrichtenverarbeitung entwirft. Zwar handelt es sich dabei um ein reines Gedankenmodell; dafür verfolgt der Autor überlegen und mit Zähigkeit den Informationsprozess auch noch in der black box des menschlichen Organismus. Disziplinsprengend weitet sich die allgemeine Kommunikationswissenschaft in diesem Versuch auch auf physiologisch-biologische Betrachtungsweisen aus.

Umgekehrt beschäftigen sich Naturwissenschaftler zunehmend mit kommunikationswissenschaftlichen Themen, selbst mit so klassischen wie denjenigen der Semantik. Allen voran ist da der berühmte Biologe und Mathematiker *Anatol Rapoport*¹⁹ zu nennen, dessen «Bedeutungslehre» einen didaktisch geschickt verfassten, recht populären Überblick über die Hauptaspekte dieser semiotischen Dimension bietet. Was dabei allerdings auch zutage tritt, ist die Unschärfe des Begriffs, ja der Vorstellung von «Semantik» überhaupt. Der Prozess der Bedeutungs-generation, der ja in dieser semiotischen Dimension anvisiert wird, spannt sich eben vom Syntaktischen bis zum Pragmatischen. Bedeutung nicht auch als Beziehung zwischen Zeichen oder unter Absehung der Zeichenbenutzer zu konzipieren, fällt daher schwer. Rapports Neigung, die Semantik zu pragmatisieren, ist denn auch unverkennbar und verführt ihn zum Beispiel dazu, der doch ziemlich naiven Allgemeinen Semantik, trotz einigen Vorbehalten, die er äussert, zu viel Ehre anzutun.

Als letzte der semiotischen Dimen-

sionen kommt damit die pragmatische in Sicht. Sie ist diejenige, die wie die andern empirischen Wissenschaften auch diejenige von der publizistischen Kommunikation am stärksten interessiert. Davon soll dann in einer zweiten Sammelrezension eingehend gesprochen werden. Hier verdient lediglich die bemerkenswerte «Rhetorik» von *Josef Kopperschmidt*²⁰ noch Erwähnung, bemerkenswert vor allem darum, weil sie zeigt, wie selbst eine altehrwürdige Disziplin oder Kunstlehre um den Anschluss an moderne kommunikationswissenschaftliche Fragen ringt. Ausdrücklich verwahrt sich ja der Verfasser gegen die historische, aber auch gegen die technologische Verengung der Rhetorik (S. 9). Nicht das pietätvolle Ausbreiten antiker Rederegeln noch die Entwicklung einer modernen Manipulationslehre ist sein Anliegen, sondern eine Theorie der persuasiven Kommunikation, die zugleich eine Grammatik des vernünftigen Redens ist. Habermas' zum Teil recht idealistische Gedanken zur kommunikativen Kompetenz haben diesen modernen Rhetorikentwurf freilich noch mehr befruchtet als die Ergebnisse der empirischen Kommunikationsforschung. Trotzdem weist unzweifelhaft auch diese Rhetorikkonzeption in Richtung einer allgemeinen Kommunikationswissenschaft, die allmählich Theorie und Empirie immer erfolgreicher zu verbinden weiss.

Ulrich Saxer

¹Gerold Ungeheuer, Sprache und Kommunikation, IPK-Forschungsberichte Bd. 13, Helmut-Buske-Verlag, Hamburg 1972², S. 213–271. – ²Heinz Buddemeier, Kommunikation als Verständigungshandlung, Athenäum Skripten Linguistik, Athenäum-

Verlag, Frankfurt 1973. – ³Siegfried Maser, Grundlagen der allgemeinen Kommunikationstheorie, Verlag Berliner Union, Stuttgart, und W. Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1971. – ⁴Klaus R. Scherer, Non-verbale Kommunikation, IPK-Forschungsberichte Bd. 35, Helmut-Buske-Verlag, Hamburg 1972². – ⁵Fred Weidmann, Grundlagen einer Kommunikationssoziologie, IPK-Forschungsberichte Bd. 42, Helmut-Buske-Verlag, Hamburg 1972. – ⁶John Parry, The psychology of human communication, Unibooks, University of London Press Ltd, London 1970³. – ⁷Angelika Weidmann, Wolfgang Manz, Klaus R. Scherer, Werner Herkner, Ekkehard Mochmann, Erhebungsmethoden: Beobachtung und Analyse von Kommunikation, Techniken der empirischen Sozialforschung, hrsgg. v. Jürgen van Koolwijk, Maria Wicken-Mayser, Bd. 3, R.-Oldenbourg-Verlag, München 1974. – ⁸Niklas Luhmann, Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien, in: «Zeitschrift für Soziologie», Jg. 3, H. 3 (Juni 1974), S. 236–255. – ⁹Bund Deutscher Werberberater (Hrsg.), Kommunikation und Wissenschaft, Effektive Werbung 5. Folge, Verlag Nadolski Inh. D. Gitzel, Karlsruhe 1973. – ¹⁰Harm Paschen, Kommunikation,

bsv Studienmaterial, Bayerischer Schulbuch-Verlag, München 1974. – ¹¹Georg Klaus, Semiotik und Erkenntnistheorie, Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin-Ost 1973⁴. – ¹²Charles W. Morris, Grundlagen der Zeichentheorie; Ästhetik und Zeichentheorie, Reihe Hanser Kommunikationsforschung 106, Carl-Hanser-Verlag, München 1972. – ¹³Elisabeth Walther, Allgemeine Zeichenlehre, dva Seminar, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1974. – ¹⁴Umberto Eco, Einführung in die Semiotik, Uni-Taschenbücher 105, Wilhelm-Fink-Verlag, München 1972. – ¹⁵Walter A. Koch, Varia Semiotica, Series Practica Bd. 3, Georg-Olms-Verlag, Hildesheim, New York 1971. – ¹⁶A. F. Sanders, Psychologie der Informationsverarbeitung, Verlag Hans Huber, Bern, Stuttgart, Wien 1971. – ¹⁷Friedhart Klix, Information und Verhalten, Verlag Hans Huber, Bern, Stuttgart, Wien 1971. – ¹⁸Hermann Schnabl, Sprache und Gehirn – Elemente der Kommunikation, Das Wissenschaftliche Taschenbuch, Wilhelm-Goldmann-Verlag, München 1972. – ¹⁹Anatol Rapoport, Bedeutungslehre, Verlag Darmstädter Blätter, Darmstadt 1972. – ²⁰Josef Kopperschmidt, Rhetorik, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1973.

ZWANG DER KONVENTIONEN – DIKTATUR DER FREIHEIT

Eva Zellers Roman «Lampenfieber»

Lampenfieber packt Schauspieler, Redner, Prüfungskandidaten vor dem Auftritt. Lampenfieber ist eine Art Angst, das Bangen, ob das Spiel gelinge. Lampenfieber hat der, der weiss, dass er vor ein Publikum, vor die Öffentlichkeit treten, eine Rolle spielen muss.

In Eva Zellers Buch treten drei Personen auf: Sieglinde, die Mutter, Gilbert, der Vater, Petra, die Tochter.¹ Ihr

Auftritt dauert einen Morgen lang. Der Leser befindet sich bei Gilbert in der Wohnung, die dem Feuerwehrübungsplatz gegenüber liegt. Gilbert ist beinahe blind, erblindet im Lauf der Jahre. Er sieht nur noch die bekannten Gegenstände, er sieht nur, was er weiss.

«Wer gute Augen hat, wird auf Schritt und Tritt von sich abgelenkt

durch Sehen. Gilbert wohnt je länger je mehr in seinem eigenen Körper.» «Für ihn ist der Raum zusammengerückt zu diesen Räumlichkeiten, in denen er sich zurechtfindet. Er in seinen vier Wänden. In die Enge getrieben. Im Dunkeln tapend.»

Gilbert ist nicht nur räumlich in die Enge getrieben, er ist es auch im Bezug auf seine Tochter, die als Star entdeckt und lanciert wurde, weil sie eine rauhe, belegte Stimme hat und die Masse durch ihre Liebeshits zu Tränen rührt. *«Die öffentliche Verwertbarkeit seiner Tochter geht ihm gegen den Strich.»*

An diesem Morgen geht Sieglinde ins Nelly-Sachs-Gymnasium, um der Oberstudiendirektorin mitzuteilen, dass Petra das Alt- und Neusprachliche Mädchengymnasium für immer verlasse, und dies im Einverständnis mit den Eltern. Gilbert stellt sich vor, wie seine Frau durch die Stadt geht, welche Strassen und Umwege sie wählt. Er stellt sich Sieglinde im Gespräch mit der Direktorin vor, er erinnert sich an seiner Tochter Benehmen daheim, Freiheit heischend, mit unaussprechlicher Verachtung für Vater und Mutter, die gebildet sind, die ein Gewissen haben, die sich erlauben, als Eheleute, in dieser *«legalisierten Verbindung»* glücklich zu sein.

Für Gilbert und Sieglinde sind Tradition, Gesetz und Anstand wohlthuende Helfer im menschlichen Zusammenleben. Innerhalb dieser Grenzen ist freier Spielraum. So und so viele Entschlüsse und Entscheidungen sind durch Sitte und Gewohnheit vorweggenommen. Man muss sich nicht mehr den Kopf zerbrechen, wie man sich in ganz bestimmten Situationen zu verhalten

hat. So bleibt Kraft für die selbst zu gestaltenden Situationen, zur Individualität innerhalb des Gewohnheitsnetzes. Absolute Freiheit ist Chaos und Langeweile. Petra, die Tochter, schwärmt von dieser Freiheit, der Freiheit der ausgefransten Hosen, die durch Werbung und Markt propagiert wird, eine Wirtschaftsfreiheit, die Gilbert gegen den Strich geht, begreiflicherweise. Er hat seine Frau auf so originelle Weise kennen gelernt, damals im Krieg, auf dem verschneiten Bahnhof, als Sieglinde das Geleise abschritt, Schwelle für Schwelle davon: *«Es hat ausgesehen, als zähle sie an den Schwellen ab, ob sie es nocheinmal versuchen sollte mit dem Leben.»* Das Getue mit seiner Tochter empfindet er als abgeschmackt, leer, kern- und phantasielos, Herdentierart, gemäss den Schafen, die blindlings einander in den Abgrund folgen.

«Das ist das Phänomen des Besetztseins.» Dieses Zitat von Th. W. Adorno stellt Eva Zeller ihrem Buch voran, zusammen mit dem Satz von Max Horkheimer: *«Das Thema dieser Zeit heisst Selbsterhaltung, wo es doch gar kein Selbst mehr zu erhalten gibt.»*

Die Frage, wie weit der Mensch zur Individualität fähig ist in dieser Zeit des Besetztseins durch Werbung, in der Epoche der Massenmedien, im Jahrhundert der Psychologie, im Zeichen der Zerlegung der Ganzheit in ihre Elemente, diese Frage beschäftigt Eva Zeller. Das Buch ist keine Antwort darauf, vielmehr die Frage selber, aufgerollt in ihrer ganzen Grösse, die Frage, die noch beides enthält, das Ja und das Nein, jede mögliche Antwort.

Eva Zeller hat eine präzise Sprache. Sie erzählt knapp, doch breit genug, um dem Leser ein Gefühl von Ruhe und Verweilen zu geben, das Glück der

ausgereiften Frucht. Ihre Sprache ist kontinuierlich, sie bejaht Tradition und anerkennt die von jeher gültigen, durch die Natur gegebenen Gesetze, das Organische der bewährten Gewohnheit. In dieser Hinsicht gibt sie Gilbert und Sieglinde Recht und übt Kritik an Petra. Sie ist beharrlich und verweilt lange im selben Sprachfeld, sie umkreist zum Beispiel das Wort «sehen», das ja im Bezug auf Gilberts Erblinden immer wieder aktuell ist:

«Ihre gegenseitige Zuneigung nahm im Handumdrehen das Ausmass ihrer Verzweiflung an, das Ausmass der Ausichtslosigkeit. Durch den Sehschlitz (im Bremserhäuschen des Zuges) zeigt sie (Sieglinde) ihm (Gilbert) das Dorf, in das sie gehört hatte, ihren archimedischen Punkt, von dem aus sie die Welt betrachtet hatte, wo alles verlässlich und übersichtlich gewesen war ... Dass Heimat von heute auf morgen unheimlich werden konnte, wollte Sieglinde, das Gesicht an den Sehschlitz gepresst, nicht einsehen.»

Verweilen ist schöpferisch. Das eine Wort wächst sich in sehr verschiedene Bedeutungen aus und zeigt, wie vielschichtig alles Lebendige ist, auch die monotone Freiheit einer Petra, falls sich jemand die Mühe eingehender Betrachtung nimmt. Eva Zellers Sprache ist eingehend und schöpft aus der Tiefe ihres Wesens grossen Reichtum an den Tag.

Aus Eingehen wird Verstehen, und im Verstehen erst bewahrheitet sich die Welt; unverstandene Dinge bleiben leblos.

Selbstverwirklichung ist demnach Eingehen auf die Umwelt. Es gibt eine Bewegung nach aussen, vom Indivi-

duum weg, und es folgt die Bewegung nach innen. Wir müssen uns veräussern, verausgaben, hingeben an die Umwelt, um sie einzuholen in uns. Und diese doppelte Bewegung, Ein- und Ausatmen, ist Selbstverwirklichung. Besetztsein heisst, sich nicht hingeben können. Die Umwelt drängt sich auf, unverstanden.

«Lampenfieber» lautet der Titel des Buches. Eva Zeller erklärt ihn folgendermassen, im Anschluss an die Kurzbiographie von Sieglindes Urgrossmutter:

«Es muss dies eine andere Form von Funktionieren gewesen sein mit einem selbstverständlichen Selbstverständnis. Übersichtliche Leben, in denen Muster zu erkennen waren. Man wusste, was von einem erwartet wurde und erfüllte tunlichst diese Erwartungen. Nicht dieses Lampenfieber, welche Rolle man denn nun eigentlich zu spielen habe. Vieles verböt sich von selbst. Für die Unfreiheit gab es Spielregeln die Fülle. Für die Freiheit werden keine mitgeliefert. Das Übergewicht an Konventionen und Verboten nahm den Leuten vor hundert Jahren offenbar weniger den Mut, als das Übergewicht an Freiheit und Erlaubtem uns heute Mut und Halt nimmt, und das, obschon diese Freiheit doch nun wirklich den Anspruch grösserer Ehrlichkeit erheben kann und das Gegenteil von Heuchelei zu sein scheint. Erhebt sich für uns bereits wieder die Frage, wer oder was uns denn von der Diktatur der Freiheit befreie?»

Dorothea Salvini-Kim

¹Eva Zeller, Lampenfieber, Roman, Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart 1974.

ZUR EXILLITERATUR

Exilliteratur – damit verbindet man in der neueren deutschen Literaturgeschichte diejenige deutsche Literatur, welche zwischen 1933–1945 im (zumeist) fremdsprachigen Ausland geschrieben wurde. Um ihre Erforschung stand es allerdings lange Zeit nicht besonders gut. Natürlich hat man die grossen Werke zur Kenntnis genommen – etwa die Dramen Brechts, die Romane Thomas Manns; aber schon Robert Musils «*Mann ohne Eigenschaften*» wurde erst 1952 überhaupt wieder gedruckt. Und bei allen Vorlesungen, die in den fünfziger, ja noch weit bis in die sechziger Jahre hinein auf germanistischen Lehrstühlen gehalten wurden, hat man kaum je etwas gehört von den Bedingungen, unter denen diese Werke entstanden sind. Dass und warum diese Werke (und es sind von den besten der deutschen Literatur unseres Jahrhunderts) alle im Ausland entstanden, wurde einfach stillschweigend als bekannt vorausgesetzt oder allenfalls kurz erwähnt. Dem Einfluss etwa, den diese Sondersituation der Entstehung auf die Werke selber hatte, ist man kaum je nachgegangen.

Das hat sich in letzter Zeit erfreulicherweise gewandelt. In Schweden (an der von Walter Berendson geleiteten Stockholmer Koordinationsstelle am Deutschen Seminar der Universität) und in Amerika (Research Seminar on German Literature in Exile, geleitet von John Spalek, Guy Stern und Joseph Strelka, New York) begann die Germanistik zuerst mit der Erforschung dieser Aspekte, womit zunächst einmal ein Überblick möglich wurde, was denn da überhaupt alles entstanden ist. Wie

gross aber selbst heute noch die Schwierigkeiten sind, eine internationale Zusammenarbeit zu erreichen, mag man daraus ersehen, dass die Schwedische Koordinationsstelle unlängst verlauten liess, sie werde ihre Tätigkeit in der bisherigen Form in diesem Jahr einstellen, da sie nur eine «mangelhafte Unterstützung der Arbeit durch Institute und Institutionen ausserhalb der Bundesrepublik und der DDR» erfahren habe. Da die Emigranten bekanntlich in alle Länder verstreut wurden, ist aber eine solche Koordination eine wichtige Voraussetzung. Später als die beiden erwähnten Institute folgten die deutschen Hochschulen – wobei nicht vergessen werden soll, dass einzelne Kleinverlage (erinnert sei an die wegweisende Anthologie «An den Wind geschrieben», Agora-Verlag, Darmstadt 1960) und Bibliotheken (vor allem die Deutsche Bibliothek in Frankfurt und die Deutsche Bücherei in Leipzig) die Quellen schon früh zugänglich zu machen versuchten. Auch in der Schweiz steckt die Exilforschung noch sehr in den Anfängen.

Nunmehr sind auch die Verlage dem Thema gegenüber offen, und die Flut der Publikationen beginnt bereits schwer überblickbar zu werden. Auf einige Titel sei hier kurz hingewiesen. Von *Hans Albert Walter* erscheint bei Luchterhand seit 1972 eine auf neun Bände konzipierte Untersuchung. Bei Reclam hat *Manfred Durzak* einen rund sechshundertseitigen Sammelband herausgegeben¹. Über dreissig Autoren behandeln hier die Exilbedingungen in den einzelnen Ländern und zeichnen ein Bild der Publikationsmöglichkeiten, das

heisst vor allem der Tätigkeit der Exilverlage (die Exilsituation in der Schweiz zeichnet sehr objektiv der in Basel lebende Theaterkritiker Ulrich Seelmann-Eggebert). Im zweiten Teil wird das im Exil entstandene Werk einzelner Autoren – genannt seien Thomas, Heinrich und Klaus Mann, Brecht, Musil, Broch, Georg Kaiser – ausführlichen Einzelanalysen unterzogen. Allen Artikeln ist ein Literaturverzeichnis angefügt. Der Band wird abgeschlossen mit einem lexikalischen Teil, der für rund vierhundert Autoren die wichtigsten Fakten angibt. Das Buch ist nicht zuletzt dadurch sowie durch den auf die Problematik der Exilforschung eingehenden Beitrag des Herausgebers «Deutschsprachige Exilliteratur. Vom moralischen Zeugnis zum literarischen Dokument» zu einem unentbehrlichen Grundlagenwerk geworden für alle, die sich eingehender mit dem Phänomen beschäftigen wollen.

Eine wichtige Funktion nahm im Exil auch das Theater ein. «*Sozialgeschichte des deutschen Exiltheaters*» nennt sich eine die Übersicht ermöglichende Arbeit von *Hans-Christof Wächter*². Darin wird die Tätigkeit der in alle Welt verstreuten deutschen Theaterleute dargestellt, soweit sie sich in ihrem Beruf betätigen konnten und sich zu verschiedenen Gruppen zusammenfanden. «Die Arbeit hat das Ziel, deutlich zu machen, dass sich eine Vielfalt sehr unterschiedlicher Versuche und Bestrebungen realisierte, deutsche Theaterkultur auch und gerade im Exil fortzusetzen und das Theater als Instrument der Warnung und der Aufklärung ... einzusetzen» (Vorbemerkung). Über das «Theater der deutschen Schweiz» berichtet im selben Band Louis Naef (Basler Theater), wobei

«weniger von den Leistungen als vielmehr von den Schwierigkeiten der Emigranten in der Schweiz die Rede ist». Da allzugerne schweizerisches Emigranten-Theater ausschliesslich mit dem damals in Hochblüte stehenden Zürcher Schauspielhaus identifiziert wird, kommt diesem Beitrag sicher besonderes Verdienst zu, erinnert er doch an Dinge, die neben der Heroisierung des Schauspielhauses (dessen Verdienst in keiner Weise geschmälert werden sollen) nur allzuleicht verdrängt werden konnten: etwa, dass das St. Galler Theater 1932–1938 unter der Leitung des nationalsozialistisch gesinnten Theo Modes stand, oder dass der Zürcher Stadttheater-Direktor Karl Schmid-Bloss, «der einzige Theaterdirektor in der Schweiz, der gute Beziehungen zum Propagandaministerium besass», im Dezember 1937 den deutschen Machthabern berichten konnte, dass er Aussicht auf Erfolg habe, auch das Schauspielhaus in seine Hände zu bekommen; oder auch an den Wiederruf der Wahl Gustav Hartungs, zuvor erfolgreicher Intendant in Frankfurt und Darmstadt, als Berner Theaterdirektor, auf Druck der Deutschen Gesandtschaft im Frühjahr 1938.

«*Theater im Exil, 1933–1945*» hiess auch eine Ausstellung, welche die Akademie der Künste in Westberlin, die eine spezielle Sammlung zu diesem Thema aufbaut, unter der verdienstvollen Leitung von *Walter Huder* im Herbst 1973 veranstaltete und dazu einen reich bebilderten Katalog herausgab.

Noch immer bleibt die Arbeit von Kleinverlagen für die Exilliteratur wichtig. Hingewiesen sei hier auf die von *Georg Heintz* herausgegebene «*Schriftenreihe Deutsches Exil 1933–1945*», die «in dokumentarischer und analyti-

scher Form auf interdisziplinärer Basis (Literaturwissenschaft, Politologie, Soziologie usw.) den gesamten Themenbereich der deutschsprachigen Emigranten nach 1933» zu behandeln beabsichtigt. «Einen besondern Schwerpunkt bildet die lückenlose Erschließung einiger wichtiger Exil-Periodika». Wer je erfahren konnte, wie mangelhaft bibliographische Unterlagen zu manchen Exilautoren auch heute noch sind, wird die mühsame Arbeit solcher Indizes zu schätzen wissen. Erschienen ist bisher der «*Index der Neuen Weltbühne 1933–1939*» (1972). Die «*Weltbühne*», Nachfolgerin der von Siegfried Jacobsohn gegründeten «*Schaubühne*» pflegte besonders die aktuelle Kulturberichterstattung; als einzige Exilzeitschrift hat sie übrigens regelmässig über die wichtigsten Aufführungen des Zürcher Schauspielhauses berichtet und in Nr. 15/1937 auch einen längeren Bericht von Klaus Mann über diese Bühne abgedruckt. – Weiter erschien in diesem Verlag bisher eine gründliche Studie über Klaus Manns Exiltätigkeit³. Der älteste Sohn von Thomas Mann tat sich besonders verdienstvoll hervor mit der Herausgabe der ersten Exilzeitschrift «*Die Sammlung*» (Querido-Verlag, Amsterdam 1933–1935) sowie durch den Schauspielerroman «*Mephisto*» – eine kritische Schilderung der Berliner Theater in ihrer Stellung zwischen Goebbels und Göring, und vor allem ein Porträt eines Mitläufers, das damals manchen Lesern die Augen öffnete, dass mit diesem Regime kein Mitlaufen mehr möglich sei⁴.

Ein bislang vernachlässigtes Gebiet der Exilforschung war die Frage der Politik des Dritten Reiches gegenüber den Emigranten und deren Tätigkeit im Ausland, gegenüber den «Kadavern

auf Urlaub», wie Goebbels «die Herrschaften der Pariser und Prager Emigranten-Cafés» anlässlich der Bücherverbrennung 1933 nannte. Es geht hier «nicht nur um die Frage, wie die Propaganda den Gegner Emigration auszuschalten versuchte, sondern auch darum, wie dieser Gegner zum Thema der Propaganda wurde, wie er als Vehikel benutzt wurde für die über die bloße Abwehr hinausreichenden Intentionen». Mit diesen Worten umschreibt *Herbert E. Tutas* die Zielsetzung seiner Studie, die ebenfalls bei Georg Heintz erschienen ist⁵. Dem Buch ist das im März 1937 von Himmlers Sicherheitshauptamt als Geheimsache herausgegebene «*Leitheft – Emigrantenpresse und Schrifttum*» als Faksimile-Reproduktion beigegeben, das mit aller Deutlichkeit zeigt, wie genau die Sicherheitsorgane sich über die Tätigkeit der Emigranten auf dem laufenden zu halten suchten.

Die Stadtbibliothek von Worms hat 1973 eine später in verschiedenen andern Städten der Bundesrepublik gezeigte Ausstellung von Exilliteratur zusammengestellt, unter dem sinnvollen Titel «*verbrannt, verboten – verdrängt?*», wozu auch ein kleiner Katalog erschienen ist, auf den hier nachträglich noch hingewiesen sei, da er durch seine zahlreichen Zitate erste Einführung und Überblick zum Thema zu geben vermag.

Christian Jauslin

¹Die deutsche Exilliteratur 1933–1945. Herausgegeben von Manfred Durzak, Reclam, Stuttgart 1973. – ²Hans-Christof Wächter, Theater im Exil. Sozialgeschichte des deutschen Exiltheaters 1933–1945, Hanser, München 1973. – ³Wilfried Dirschauer, Klaus Mann und das Exil, Georg

Heintz, Wasserturmstrasse 7, Worms 1973. – ⁴Der Roman ist wegen einer Persönlichkeitsklage in der Bundesrepublik verboten worden. Vgl. dazu: Mephisto – Die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichtes

und die abweichenden Richtermeinungen, Nymphenburger Verlagshandlung, München 1971. – ⁵Herbert E. Tutas, NS-Propaganda und deutsches Exil 1933–1939, Worms 1973.

SORGE UM EUROPA

Unter häufigem Wechsel von Zustimmung und Bedenken las ich das Buch des aus Wien gebürtigen Kulturphilosophen *Alfred Hering-Aribach*: «*Atlantising unter – Europa du auch?*»¹ Der Verfasser ist einer jener Einzelgänger, denen die herrschende Geltung der «exakten» Wissenschaften und der technischen Errungenschaften Unbehagen verursacht. Übergeordneter Zweck aller Forschung sollte nach ihm «weise Erkenntnis der Dinge» sein, was sicher zu bejahen ist. Er postuliert einen «überwissenschaftlichen» Geist, der den eigentlichen, religiösen Sinn des Wissens geltend zu machen und die Selbstherrlichkeit der einzelnen Sachgebiete zu verhindern hätte. Auf der Suche nach Ansätzen solchen Geistes prüft er, was Geheimwissenschaften, Parapsychologie und «Phantastischer Realismus» zu bieten haben. Mit dem letztgenannten, das heisst mit der Astronautentheorie Erich von Dänikens und ähnlichen Hypothesen, verfährt er eher ungnädig. Ein gewisses Faible hat er für die Anthroposophie Rudolf Steiners. In ihr findet er den «gesunden Keim einer besonders für die Zukunft bedeutsamen Weltansicht» – um dann aber Vorbehalte zu äussern, die Steiners Hellschermut und damit die Grundlage der anthroposophischen Geheimwissenschaft stark in Frage stellen. Seine Idee einer wissenschaftlich halt-

baren Vereinigung äusserer und innerer («geistiger») Wahrnehmung ist offenbar noch nicht verwirklicht.

Einige mit den vorausgehenden und nachfolgenden kulturphilosophischen Ausführungen nur lose verbundene Kapitel sind dem Atlantis-Problem gewidmet. Die in Platons «Timaios» und «Kritias» enthaltenen Berichte über ein kulturell bedeutsames, vor langer Zeit untergegangenes Inselreich Atlantis haben Anlass zu vielerlei geographischen und historischen Hypothesen gegeben, deren wichtigste von Hering-Aribach begutachtet werden. Aber die Atlantis-Diskussion eines 1969 in Athen abgehaltenen Gelehrtenkongresses hat summa summarum, wie er feststellen muss, ergeben, «dass man nicht allzuviel weiss und das Wenige auch nicht immer sicher». Er selber gibt zu, die historische Tatsächlichkeit von Atlantis sei nicht streng beweisbar. Trotzdem ist er von ihr überzeugt und glaubt in der von Platon geschilderten atlantischen Kultur und deren Entartung eine Analogie zu Europa erblicken zu dürfen.

In den anschliessenden Betrachtungen über Europa und das Schicksal der Erde knüpft Hering-Aribach an Gedanken von Ortega y Gasset, Oswald Spengler, Egon Friedell, Teilhard de Chardin und Konrad Lorenz an. Einerseits hat er scharfe Worte für die euro-

päischen Verfallserscheinungen in Vergangenheit und Gegenwart, beklagt insbesondere das Versagen der Kirche und erklärt den europäischen Gesellschaftskörper für schwer krank. Andererseits hält er Europa für eine lebendige Idee und für den Mittelpunkt der Menschheit, unverfälschtes biblisches Christentum für vereinbar mit der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre und spricht von der Möglichkeit eines neuen Menschentyps. Probleme werden da in Fülle, wenn nicht gelöst, so doch zur Diskussion gestellt. Gerne sei in das fragende Vielleicht am Schluss des Bu-

ches eingestimmt: «Vielleicht liegt hinter manchen Ahnungen und Empfindungen, hinter uns oft schwer fassbaren oder rätselhaften Gedanken mehr als in unserem zwar grossen, aber nicht mehr überschaubaren Wissen?» Wenn sich nur nicht so viele derartige Gedanken selber als sicheres Wissen ausgeben!

Robert Mächler

¹ Alfred Hering-Aribach, *Atlantis ging unter – Europa du auch?, Anfang und Endzeit Europas, ein Plädoyer für unser Überleben*, Ramon-F.-Keller-Verlag, Genf 1973.

HINWEISE

Dámaso Alonso deutsch

Im Verlag von Max Hueber (München) ist eine Auswahl der *Essays zur spanischen Literatur* von Dámaso Alonso erschienen, unter ihnen auch der eine oder andere von denen, die in deutscher Fassung erstmals in den «Schweizer Monatsheften» zu lesen waren. *Thekla Lepsius*, unsere Mitarbeiterin und Übersetzerin, hat zusammen mit *Günther Haensch* die Auswahl getroffen. Neben den beiden Herausgebern figurieren als Übersetzer ausserdem *Christoph Eich*, *Reinhold Werner* und *Ernst Edmund Keil*. Die Essays, die im Original zwischen 1923 und 1965 erschienen sind, wenden sich sowohl theoretischen wie literarhistorischen Fragen zu, befassen

sich mit der Dichtergeneration von 1920 bis 1936, vor allem mit Lorca, ebenso wie mit Cervantes, dem Cid-Epos, dem Lazarillo und anderen Epochen oder Werken. Alonso, der 1898 in Madrid geboren wurde, vereinigt in seltener Souveränität die Eigenschaften des Dichters, Kritikers und Literaturwissenschaftlers, Historikers und Linguisten. Die vorliegende Auswahl soll wenigstens einen Begriff von der Vielseitigkeit dieses bedeutenden Autors vermitteln. Die durchwegs sorgfältigen und gut lesbaren Übersetzungen leisten dabei einen guten Dienst. Dem interessierten Leser hätten allerdings eine Zeittafel und eine Bibliographie erwünschte Information gegeben.